

GERBRAND BAKKER

ECHE
BÄUME
WEINEN
NICHT

SUHRKAMP

WARUM WIR
DIE NATUR NATUR SEIN
LASSEN SOLLTEN

Warum immer hoch zum Gipfel?

Mount Snowdon und Cadair Idris. Gipfel in 1085 und 893 Metern Höhe. Kaum der Rede wert, könnte man meinen, zumal der Aufstieg ziemlich flach beginnt. Wandert man aber von Rhyd Ddu zum Gipfel des Snowdon, muss man knapp 900 Höhenmeter überwinden. Ich mag diese beiden Berge sehr, wahrscheinlich weil sie in Nordwales liegen. Außerdem mag ich anstrengende Aufstiege, physische Strapazen und manchmal – wie beim Rhyd-Ddu-Path – eine Gratwanderung mit tiefen Abgründen links und rechts. Von allen Landschaften sind Berge die stillsten, himmlischsten, die höchsten und ruhigsten, die am meisten Ehrfurcht gebietenden, die weitesten und die, die am meisten Angst einflößen. Am Tag meiner Tour auf den Cadair Idris schaute ich mich um und sah Gras, Himmel, ein Schaf, Steinmauern und nur ab und zu einen Menschen. Und natürlich Raben. Still ist es dort, sehr still, eine Stille, die jedes vereinzelte Geräusch noch verstärkt. Das Blöken eines verirrtten Lämmchens, das tiefe, mechanische *Krähkräh* eines Raben, der säuselnde Wind.

Ich bestieg den Berg allein, Wanderkumpel Henk hatte keine Lust. Und ich hatte Glück: Als ich den Gipfel erreichte, klarte es auf, und ich konnte in alle Himmelsrichtungen schauen. Sechs Stunden braucht man, stand in dem Buch, das wir uns zugelegt hatten. Bergauf und bergab. Ich war in anderthalb Stunden oben. Eines habe ich nämlich im Leben gelernt: Vertraue weder Büchern noch Menschen. Denn es stimmt nie, was sie behaupten. Es kommt auf die Kondition an, auf Erfahrung und vor allem darauf, wen man fragt; das Mädchen aus dem Dorfladen, das noch nie auf dem Berg gewesen ist, würde etwas völlig anderes behaupten als der Mann, der ihn zwei Mal im Monat besteigt, und das schon sein ganzes Leben.

Vor vier Tagen auf dem Mount Snowdon fehlte von Aussicht jede Spur. Es hatte sich zugezogen und fing zu regnen an. Deshalb herrschte in der Gipfelstation ein fürchterliches Gedränge. Alle – selbst diejenigen, die gemütlich mit der Dampfeisenbahn aus Llanberis gekommen waren – suchten Schutz vor Nässe und Kälte, wir ebenso hektisch wie die anderen. Also ließen wir den Gipfel – nur knapp zehn Meter über uns – links liegen. Mitte August: meine Finger weiß vor Kälte, Ohrenscherzen vom Regen und Wind, rote Knie. Wir wanderten zum ersten Mal den Snowdon-Ranger-Path entlang, ein Aufstieg von 937 Metern. Schade, dass es neblig war. Man sieht nichts, hat keine Ahnung, wo man ist, wie weit es noch sein wird, wie gut man vorangekommen ist. Und wann man das letzte Kleidungsstück, das noch im Rucksack steckt, anziehen soll. Sollte man einen Zahn zulegen, um warm zu bleiben? Ist man überhaupt noch auf dem

richtigen Weg? Das sind die Augenblicke, in denen sich – wie immer in den Bergen – die Angst einschleicht. Irrwitzig, wenn jetzt, in dieser Kälte, etwas passieren würde. Und einmal oben angekommen, muss man auch schon wieder absteigen. Dann wird es bestimmt noch kälter, wenn der Regen nicht aufhört. Diese Angst überfällt mich nie, wenn ich in anderen Landschaften unterwegs bin, im Wald zum Beispiel.

Natürlich wurde es noch kälter. Der Wind peitschte uns in die Gesichter, als wir den Grat hinunterliefen. Wir sahen kaum die Hand vor Augen, die Sicht betrug knapp 30 Meter. Unten angekommen, zogen wir die Regenjacken aus und tranken im The Cwellyn Arms ein Pint. Auf der Terrasse war es beinahe warm. Von unserem Tisch aus konnten wir sehen, wie sich der Snowdon-Ranger-Path hochschlängelte, und endlich unsere morgendliche Tour rekonstruieren, insbesondere als wir in der Ferne, ungefähr dort, wo unser Weg auf den Llanberis-Path trifft, die Dampf Wolken der Bergbahn bemerkten.

Warum immer hoch zum Gipfel? Was ist das nur für ein Drang, alles bezwingen zu wollen? Man könnte doch auch eine Runde am Fuße des Bergs drehen und voller Ehrfurcht aufschauen, vielleicht sogar ganz zufrieden damit, in der Sonne unterwegs zu sein, und nicht da oben, wo fast immer eine dunkle Wolke hängt. *Bezwingen*. Ein Verb, das ganz und gar zu den Bergen gehört. Der Beispielsatz im Van Dale, dem niederländischen Duden, ist denn auch »einen Berg bezwingen«, was mit »erfolgreich besteigen« umschrieben wird. Wollen wir uns die Natur, dieses unwirtliche Gebilde, gefügig machen? Zeigen, dass wir Menschen doch klüger oder stärker sind? Ein Kräftemessen mit einem leblosen Haufen Steine, der sich nicht wehren kann? Bei mir ist das stark ausgeprägt: Sehe ich etwas, das einem Berg auch nur annähernd ähnelt, muss ich hinauf. Mich treibt die Unruhe, bis ich es endlich getan habe.

Noch mit dem Pint in der Hand hatte ich den Impuls, augenblicklich ein zweites Mal hinaufzuwandern, denn es hatte aufgeklart. Wir konnten den Gipfel sehen! Einmal habe ich das wirklich getan, als ich dort allein unterwegs war, mich bei einem diesigen Abstieg umdrehte und sah, dass der Gipfel plötzlich wolkenfrei war. Da kehrte ich einfach wieder um, die Wanderung hat nur eine Stunde länger gedauert. Warum, fragte eine quälende innere Stimme nach dem halben Bier, bist du eben nicht auf den Gipfel gestiegen? Was hat dich von den letzten Schritten abgehalten? Die Tour ist gescheitert, du warst nicht auf dem Gipfel. Je älter ich werde, desto besser gelingt es mir zum Glück, die quälenden Stimmen in meinem Kopf zu ignorieren. Zum Glück kann ich mir heutzutage problemlos selbst weismachen, dass es überhaupt nicht schlimm ist, seinen Ängsten nachzugeben. Und auch: Wenn man einmal auf dem Gipfel war, hat man sein Ziel doch erreicht. Warum sollte man also immer wieder aufs Neue diesen Gipfel besteigen? Ein Gipfel, der noch nicht einmal ein richtiger Gipfel ist, denn dort steht ein kleiner Obelisk. Eine eineinhalb Meter hohe Betonsäule. Von Menschen aufgestellt. Und eigentlich ist es auf diesem Gipfel schrecklich. Völlig überlaufen, Hunde und Menschen, die lauthals in ihre

Handys brüllen, dass sie auf dem Gipfel stehen. Und in der Gipfelstation geht es zu wie in einem Fish'n'Chips-Laden in einem schäbigen Londoner Viertel.

Manche Menschen wissen anscheinend nicht, dass eine Eisenbahn von Llanberis den Berg hinauffährt; sie kommen mit der Welsh Highland Railway nach Rhyd Ddu und werden fast wahnsinnig, wenn sie nach einem mühevollen Aufstieg oben ankommen und denken, in einer Comedyshow gelandet zu sein, in der man die Menschen zum Narren hält. Während der Gipfelerstürmung, wenn man sich noch mit dem Weg und nicht mit dem Ziel beschäftigt, gilt, was ich hier schon über die Schönheit der Berge gesagt habe: himmlischste, ruhigste und weiteste Natur. *Urwüchsig* habe ich noch vergessen. Vielleicht sind Berge die urwüchsigsten Landschaften überhaupt. Im Fall des Snowdon ist der Drang, immerzu den Gipfel bezwingen zu müssen, keine so tolle Idee. Jedenfalls nicht an überfüllten Wochenenden.

Zwischen dem Mount Snowdon (der auf walisisch Yr Wyddfa, »Grabhügel«, heißt) und dem Cadair Idris (»Idris' Stuhl«) kletterten wir auf einen Berg, der nicht in dem Buch steht. Mynydd Mawr, »großer Berg«. Von Norden ähnelt er einem liegenden Elefanten. Das fand Wanderkumpel Henk so lustig, dass er vorschlug, ihn zu besteigen. 698 Meter hoch und leicht. Aber gerade dieser Berg stellte sich als der schwierigste der drei heraus. Wegen der langen Strecke und des Abstiegs, bei dem sich Wanderkumpel Henk das Knie verdrehte, weshalb er davon absah, mit mir den Cadair Idris zu besteigen.

Hier ging es nicht um den Gipfel, sondern um die Wanderung an sich. Die war mindestens so schön wie die beiden anderen. Der Gipfel des Mynydd Mawr ist eher eine ausgedehnte Heidefläche, bei der, wiederum durch menschliches Eingreifen, der echte Gipfel erst spät sichtbar wird: ein riesiger Steinhaufen, ein *Cairn*. Glücklicherweise war neben dem Cairn eine Kuhle aufgeworfen, (ja, das geht, eine Kuhle *aufwerfen*: einfach Steine in einem Kreis aufeinanderstapeln), denn da oben wehte der Wind unbarmherzig. Die Sonne lachte, der Himmel war strahlend blau, in der Ferne das Massiv des Snowdon, dessen Gipfel wie üblich in den Wolken lag, und auf der anderen Seite die Irische See. Aber das Beste: Hier oben war keine Menschenseele. Die riesige Fläche gehörte ausschließlich uns und den kleinen Vögeln, die umherflatterten. Graubraune Bergvögel, die ich nicht kannte, und ich hatte *Petersons Vogelgids* nicht zur Hand. Kein echter Gipfel. Hier musste nichts bezwungen werden, und dennoch war es Ehrfurcht gebietend und himmlisch und weit weg von allem. Tiefe Stille, verstärkt nur durch das Pfeifen des Winds, der sich von nichts hat aufhalten lassen.

Ja, Berge mag ich am liebsten. Vielleicht wegen des ständigen Gefühls der Angst oder der Ehrfurcht. Man muss, besonders beim Abstieg, sehr konzentriert sein. Ein Blick in die Ferne, schon tritt man neben einen Stein oder schlimmer noch: Man stürzt in die Tiefe. Will man die Aussicht genießen, sollte man stehen bleiben. Die Konzentration, oder die

milde Angst, sorgt dafür, dass ich in den Bergen *spüre*, dass ich in der Natur bin; um mich herum ist etwas, mit dem ich rechnen muss, in dieser Urwüchsigkeit lauert Gefahr. Berge sind kahl. Hier heißt es: du und der Berg, keine Bäume oder Sträucher, die einen ablenken, alles zeichnet sich scharf ab, Durcheinander gibt es nicht, meist ist das Gras dank der dort weidenden Schafe oder aufgrund der klimatischen Umstände tadellos kurz; und ich befasse mich nicht die ganze Zeit damit, die Natur zu zähmen, was ich in anderen Landschaften recht gerne mache. Immer will ich eine Art Garten anlegen, etwas abstecken, etwas schneiden und stutzen, weil es mir sonst viel zu chaotisch und unübersichtlich erscheint. In den Bergen beschäftige ich mich gedanklich nie mit einem Garten. Und das macht mich unendlich zufrieden.

Ich war 16, als ich vor meinem ersten Berg stand. In den Midlands. Im Vereinigten Königreich. Die Leute, bei denen mein Nachbarmädchen und ich zu Gast waren, hatten uns nach Dovedale mitgenommen, eine Naturlandschaft am River Dove. Dort kletterten wir auf einen Berg, obwohl er nicht viel höher als 300 Meter gewesen sein kann. Vielleicht der Thorpe Cloud, ich kann das heute nicht mehr genau rekonstruieren. Ich dachte, ich werde wahnsinnig. Es war, als wäre ich in Wieringerwaard und eine Riesenhand hätte ein Stückchen Land wie ein Tuch am Zipfel gepackt und hochgezogen. Ein vollkommen kahler Berg, Schafe, kurzes Gras. Wirklich wie zu Hause, nur in Bergform. Ich glaube, ich habe überhaupt nicht kapiert, wie dort die Weite und dieses Heimatgefühl in völlig anderer Form vor mir lagen. Es hat einen unauslöschlichen Eindruck auf mich gemacht und wahrscheinlich den Grundstein für meine Liebe zu diesem Land gelegt.

Der schlimmste Berg, den ich jemals bestiegen habe, ist die Reichenspitze in den Zillertaler Alpen. 3303 Meter hoch und vollkommen schneebedeckt. Keine Vegetation, gar nichts. Eine »hochalpine Tour« mit Steigeisen, Eispickeln und Seilen. Ein Grat zum Erschauern, und wir mitten auf diesem Grat, der Bergführer aus Friesland vorneweg. Er drehte sich um und rief: »Wenn einer von euch abstürzt, müssen die anderen sofort auf die andere Seite, sonst gibt's ein Blutbad.« Zwei Männer hatten da längst aufgegeben, sie hatten eine andere Vorstellung von einer hochalpinen Wanderung (»So schlimm wird's schon nicht werden.«), und ein Mann, der noch am Seil lief, hatte einen Kopfverband, weil er ein paar Tage zuvor von einem Gletscher gestürzt war. Ich hatte als Strafe seinen Kopf und auch seine anderen Verletzungen verbinden müssen. Ich hatte »na los« gesagt, obwohl der Bergführer, Dutzende Meter tiefer, das Startsignal für den Abstieg hätte geben müssen. Der Bergführer hatte sich auch verletzt. Einer fällt und reißt einen anderen mit sich, zwei Körper auf dem Eis, Steigeisen, Felsbrocken, das geht nie gut.

Ich stand auf dem verschneiten Grat Todesängste aus, aber es gab kein Zurück, ich war an die anderen gebunden und außerdem: Zurück bedeutete, genau über diesen Grat zu rutschen, diesmal allerdings bergab. Sonne, Schnee, Stein. Nicht mehr und nicht weniger. Absolute Stille. Buchstäblich erhabene Kilometer über der hektischen Welt. Jeder – wir

waren noch zu viert – hatte die Bilder eines möglichen Blutbads im Kopf. Todesangst und doch atemberaubend schön. Einmal auf dem Gipfel – dort steht ein großes Eisenkreuz mit einem Kästchen und einem Buch darin, in das man seinen Namen und das Datum schreiben kann –, brachte ich keinen Bissen herunter. Ich war so froh, als ich einen Vogel erblickte. Eine Alpendohle. Ein lebendes Wesen, das hierher gehörte. Ich war also doch nicht auf dem Mond. Meine Wanderkameraden waren natürlich auch lebende Wesen, aber von der Sorte, die hier nichts zu suchen hatte. Die nützten mir nichts. Die Alpendohle aber hatte hier etwas zu suchen, sie gab mir das Selbstvertrauen für den Abstieg.

Am Ende der Woche kamen alle Gruppen, die unabhängig voneinander eine oder zwei Wochen durch die Berge gewandert waren, in einem Hotel in Königsleiten zusammen. Bunter Abend. Da brach der Bergführer nach ein paar Bieren in Tränen aus. Die Erhabenheit der unwirtlichen Natur und seine Verantwortung, uns sicher durch sie hindurchzulotsen. Die Anspannung war ihm zu viel geworden.